

Katrin Winter

Dezembermorgen

Die Autorin

Katrin Winter wurde 1964 in Berlin geboren. Sie lebt heute im ländlichen Niedersachsen. Aus purer Freude am Schreiben verfasst sie dramatische Liebesromane, mit einer kleinen Prise Erotik für »große Mädchen«, bei denen gelacht- aber auch geweint werden darf.

Kurztext

»Vom Glotzen werden wir auch nicht satt!«

Sarina fühlt sich ertappt, als der Obdachlose sie anblafft und ihr seinen Bettelnapf scheppernd vor die Füße knallt.

»Dann geh arbeiten!«, ist ihre schnippische Antwort.

Mit schnellen Schritten hastet sie weiter zur U-Bahn. Der Wind ist eisig. Doch ihr geht der kleine Hund des Bettlers nicht aus dem Kopf und so kehrt sie um und kauft beim Discounter etwas zu Essen für die beiden. Es ist bald Weihnachten, da hat man ein weiches Herz.

Stolz präsentiert sie ihm die Köstlichkeiten.

»Willst du mich vergiften? So etwas Ungesundes esse ich nicht.«

Sarinas Maß ist voll. »Ich wusste nicht, dass Sie ein Gourmet sind, dann hätte ich Kaviar besorgt.«

Noch mehr Demütigungen braucht sie nicht von ihm und stapft wütend davon.

Doch sie kann ihm nicht böse sein, denn er hat die schönsten nachtblauen Augen, die sie je sah ...

Katrin Winter

*D*ezembermorgen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de>
abrufbar.

1. Auflage: Dezember 2017

© 2017 by Katrin Winter.

Webseite: <http://www.winter-katrin.de>

Herstellung und Verlag: BoD - Books on Demand,
Norderstedt

ISBN - 9783746012544



*Der letzte Tanz ist nicht das Ende.
Er birgt Hoffnung und Inspiration.
Er führt dich zurück ins Leben
und dessen himmlischer Wende ...*

Katrin Winter

1. Kapitel

Der Wind weht eisig durch die Straßen der Stadt. Schneeberge türmen sich am Straßenrand. Dieser Winter ist besonders kalt. Ich schlage den Kragen meines Mantels höher und ziehe den Schal über die Nase, egal wie es aussieht. Hauptsache keine Erfrierungen davontragen. Ich stapfe durch das Schneegestöber und versuche mich zu orientieren. Früher war an der Ecke zur Friedrich-Wilhelm-Straße ein Juwelier, doch heute krönt den Laden eine Leuchttafel mit einem pinkfarbenen ›T‹ darauf. Diese Handyläden bevölkern mittlerweile das gesamte Straßenbild, egal, ob auf dem Tempelhofer Damm, der Schloßstraße oder sonst wo in Berlin. Das Niveau scheint sich verschoben zu haben. Doch auch wenn der Bezirk nicht mehr der ist, der er einmal war, bin ich hierher zurückgekehrt – hier kenne ich mich aus, hier, in Tempelhof, wurde ich geboren.

Meine Großmutter schwärmt von den neuen Geschäften in der Steglitzer Schloßstraße. Ich kenne sie noch von früher, dort war ich oft einkaufen.

Ich biege in die Friedrich-Wilhelm-Straße ein und muss mich nach vorne beugen, um gegen den Wind anzukämpfen. Noch ein paar Schritte, dann bin ich da.

Als ich das Haus betrete, schlägt mir der Geruch von altem Mauerwerk, muffigem Keller und aufgewärmtem Eintopf entgegen. Ich klopfe meine matschigen Stiefel ab und gehe auf den Hauptflur zu. Dieser Flur, der einmal sehr schön war, müsste dringend renoviert werden, aber dafür scheint das Geld zu fehlen. Ich greife nach dem knarrenden Treppengeländer und stütze mich beim Hochgehen ab. Mein Gang ist noch unsicher, doch ich möchte mich nicht beklagen. Auch wenn der Unfall

bereits ein Jahr her ist, kann ich froh sein, überhaupt laufen zu können. Die erste Prognose nach der Notoperation sah nicht gut aus. Sie sagten, ich würde mein Bein eventuell verlieren. So gesehen springe ich heute wieder wie ein Reh.

Im zweiten Stock klopfe ich gegen die Tür und meine Großmutter öffnet sie mit einem freudigen Lächeln. »Hast du auch die BZ für deinen Opa mitgebracht?«

»Na klar Omi«, antworte ich und gebe ihr die Tüte mit den frischen Brötchen vom Bäcker und die Berliner Zeitung für meinen Großvater.

Von drinnen höre ich ihn rufen: »Ist sie endlich da? Ich verhungere gleich!«

»Ja Opi! Deine Tageszeitung habe ich auch mitgebracht!«, gebe ich laut zurück, obwohl es völlig sinnlos ist. Opa ist stocktaub, und wie ich ihn kenne, hat er sein Hörgerät wieder mal nicht im Ohr.

Omi lächelt, als keine Antwort kommt, dann tippt sie sich vielsagend ans Ohr und grinst frech.

Oma kennt es schon, dieses ständige Theater mit dem Hörgerät. Doch es hat auch einen Vorteil: Opa kann zwar alles essen, braucht aber nicht alles zu wissen. In diesem Punkt sind wir uns einig.

Insgeheim glaube ich, Opa will auch gar nicht alles wissen. Oma ist eine kleine Plaudertasche und da er meistens seine Ruhe haben möchte, lässt er das Gerät halt in der Schublade liegen, natürlich nicht absichtlich, versicherte er mir und zwinkerte dabei.

Als wir am Tisch sitzen und Oma den Kaffee einschenkt, fragt Opa: »Hast du auf der Wohnzimmercouch gut geschlafen?«

»Geht so«, antworte ich wahrheitsgemäß und füge dann hinzu: »Ist ja nur noch für ein paar Tage.«

Opa nickt. Ich bin sicher, er hat nicht ein Wort verstanden. Dann widmet er sich seiner Zeitung.

Oma lächelt nachsichtig. Ich glaube, das geht hier jeden Tag so, seitdem Opas Hörvermögen nachließ. Aber das sind auch die kleinen schrulligen Eigenheiten, die eine Ehe, die bereits seit fünfzig Jahren besteht, so einzigartig machen.

»Wann kommt das neue Schlafzimmer?«, fragt Oma und ich antworte ihr: »Am Montag ab neun Uhr dreißig«, wie ich bereits die anderen fünf mal geantwortet hatte, wenn sie mich danach fragte. Opa blickt von seiner Zeitung auf und nickt, als hätte er genau gehört, um was es geht. Ich schüttele belustigt den Kopf. Ob ich in diesem Alter auch mal so werde? Wer weiß das schon?

»Tu nicht so als wüsstest du, worum es geht. Nicht mal, wenn deine Enkelin bei uns ist, kannst du dieses verdammte Ding in dein Ohr stecken«, schimpft Omi.

»Ja, ja«, sagt Opa und widmet sich wieder seiner Zeitung.

Ich könnte diesem Schauspiel stundenlang zusehen, denn irgendwie war es nie anders. Seit meiner Kindheit leidet Opa an hartnäckiger Beratungsresistenz.

»Hast du die alte Klingweiler aus dem ersten Stock gesehen?«, wechselt Oma das Thema.

»Nö«, antworte ich mit vollem Mund. »Sollte ich?«

»Nö«, sagt Oma ebenfalls und fügt dann flüsternd hinzu (Opa würde es eh nicht hören): »Die neugierige Schnepfe hat mich nach dir ausgefragt. Ich hätte meinen Goldzahn darauf verwettet, dass sie dich auf der Treppe abfängt.«

Ich grinse verschwörerisch und flüstere zurück (um Opa nicht zu stören): »Von mir erfährt sie nichts«, dann mache ich mit der Hand vor dem Mund eine verschließende Geste und Oma sieht zufrieden aus. Ich weiß zwar nicht weshalb die alte Klingweiler nichts von meinem Umzug nach Berlin wissen soll, aber ehrlich gesagt ist mir das auch egal. Ich glaube, Oma macht das mit Absicht. Ihre Nachbarin ist noch neugieriger als sie. Wenn Oma ihr solche wichtigen Informationen vorenthält und ihr nur bröckchenweise kleine Häppchen

zuwirft, bereitet ihr das eine perverse Freude, die ich wohl erst nachvollziehen kann, wenn ich selber in ihrem Alter bin. Das ist der alltägliche Kleinkrieg unter Nachbarn, in Berliner Altbau Häusern. Das Spiel heißt: Ich weiß etwas, was du nicht weißt!

Nach dem gemeinsamen Frühstück räumt Oma den Tisch ab und ich mache mich auf den Weg in mein neues Domizil in der Schmidt-Ott-Straße. Ich habe da noch einiges zu tun, bevor am Montag die Schlafzimmere möbel geliefert werden. Gut gestärkt und voller Tatendrang verlasse ich die Wohnung meiner Großeltern.

Im ersten Stock erwischt mich doch noch die alte Klingweiler. Ich grüße höflich im Vorbeirauschen und werde dann genötigt stehen zu bleiben. »Ach nee, die kleene Sina is mal wieder zu Besuch. Dit is aber schön. Da freuen sich Oma und Opa aber, wa?«

»Und wie Frau Klingweiler. Ist aber auch schön, mal wieder in der Stadt zu sein.«

»Dit glob ick dir, mene Kleene. Uf 'm Dorf jehen die Uhren anders, wa? Hier is mehr los.«

»Jenau«, rutscht es mir in ihrem Jargon heraus und Frau Klingweiler überlegt, ob ich sie verulken wolle.

»Na ja, ihr jungen Leute habt ja noch Hitze im Blut. Der Micha is wie du, immer uff Achse.«

»Der Micha? Ist er wieder in Berlin? Ich denke, er wohnt jetzt im Hamburg«, frage ich verwundert. Nach meiner letzten Information ist Michael vor fünf Jahren zu seiner Flamme Andrea nach Hamburg gezogen. So, wie es aussieht, hält nicht nur Oma mit Neuigkeiten hinterm Berg.

»Na ja. Ick sollte dit noch nich an die große Glocke hängen, aber der Junge is wieder da. Dit mit der Andrea war nischt. Dit Mädél hat keen Niveau, musste wissen.«

Ich gebe mir größte Mühe, nicht in schallendes Gelächter auszubrechen, und sehe sie mit dem Respekt an, der einer Dame in ihrem Alter gebührt. »Oh, das tut mir leid für ihn. Ich dachte, er ist dort glücklich. Schade, ich habe es Micha gewünscht. Ich mochte ihn immer gerne.

Können Sie sich noch daran erinnern, wie wir uns gemeinsam im Keller versteckten? Opa war wütend, weil wir da unten die Mäuse gefüttert haben.«

»Ach Kleene, dit warn noch Zeiten. Sicher kann ick mich erinnern. Wenn der Bengel hier bei seiner alten Omi war, war dit erste, wonach er jefragt hat, ob die kleene Sina och da is und wenn de da warst, ist der schnurstracks de Treppe hoch und hat bei deine Großeltern jeklingelt. Ne, war der verrückt nach dir ...«, sagt sie voller Inbrunst und fügt etwas leiser hinzu, wobei sie mich zu sich herunter winkt: »Und dit ene sag ick dir: Der hat dich nie verjessen – so wahr ick hier stehe.« Nun nimmt sie ihre Hände vor den Mund und schüttelt leicht den Kopf, dann flüstert sie: »Ihr wärt beede en echtet Traumpaar. Dit kannst de mir globen. Komm Kleene, ick geb dir seine Nummer.« Und schon flitzt sie zurück in ihre Wohnung und kommt nach wenigen Sekunden mit Michas kompletten Daten zurück. Alles fein säuberlich auf ein Blatt Papier geschrieben. Mich überkommt dabei der Gedanke, dass Oma Klingweiler das mit langer Hand vorbereitet hat. Micha und Sina – nicht zu fassen. Ich bedanke mich freundlich bei ihr und verspreche, Micha noch heute zu kontaktieren, dann eile ich die Treppe hinunter. Von oben höre ich ihre Stimme, als sie mir hinterherruft: »Pass schön uff Kleene, dit is glatt draußen!«

Ich sitze im Auto und schnalle mich an, da klingelt mein Handy. Auf dem Display erscheint Omas Bild. Ich nehme den Anruf entgegen und höre sofort ihr schallendes Gelächter. War ja klar, dass sie die Unterhaltung mit Frau Klingweiler belauscht hat. Ich warte einen Augenblick, bis sie sich beruhigt hat, und unterbreche sie mit einem gedehnten: »Omaaaaa! Das ist nicht lustig!«

»Entschuldige Sina, aber ich habe mir gerade Michael Klingweiler und dich als Ehepaar vorgestellt. Jetzt weiß ich wenigstens, weshalb sie so scharf auf Neuigkeiten von dir ist – sie will euch immer noch verkuppeln – nicht zu fassen. Sie hat es bis heute nicht aufgegeben.«

Ich kann es bildlich vor mir sehen, wie sie sich vor Lachen biegt. Typisch Oma, jetzt wird sie jedes mal in schallendes Gelächter ausbrechen, wenn der Name Micha oder Klingweiler fällt. Mist! Hoffentlich zieht sie mich nicht damit auf, denn das ist eine ihrer Spezialitäten. »Beruhige dich Oma, ich muss ihn nicht heiraten, denn ich bin nicht schwanger«, gebe ich genervt von mir und Oma brüllt erneut laut lachend ins Telefon.

Nachdem sie sich beruhigt hat, beende ich das Telefonat und werfe einen Blick in den zweiten Stock. Natürlich steht sie am Fenster und öffnet Frau Klingweiler nach. Ich schüttele den Kopf und fahre langsam aus der Parklücke heraus. Die Straße ist sauglatt und ich verfluche es insgeheim, Omas Rat befolgt zu haben und noch in diesem Jahr zurück nach Berlin zu ziehen. Im Frühling hätte es auch gereicht, aber ich habe es meinen Großeltern zuliebe getan. So bin ich schneller hier, wenn sie Hilfe brauchen und außerdem vermisste ich sie in der Vergangenheit schrecklich.

Zum Glück habe ich auf dem Hof des Wohnhauses einen Stellplatz anmieten können. So entfällt die lästige Parkplatzsuche in den überfüllten Straßen der Stadt. Herr Müller, mein Vermieter, riet mir dazu. Seine Worte waren: »Es sind doch nur vierzig Euro mehr. Der Wagen steht sicher und Sie haben keine weiten Wege zum Haus, sollten Sie Einkäufe oder Ähnliches zu tragen haben.«

Natürlich überzeugte mich der Preis. Wo sonst in der Stadt bekommt man einen Parkplatz für monatlich vierzig Euro? In Berlin sind die Mietkosten in den letzten Jahren bis in den Himmel gestiegen.

Ich schließe die Wohnung im ersten Stockwerk des modernisierten Altbaus auf und bleibe im Eingang stehen. Ich lasse alles auf mich wirken.

Ein Glücksgefühl durchströmt mich.

Alles meins! ... und genau so, wie ich es wollte.

Noch ist der Geruch der Wandfarbe nicht verfliegen und die Möbel im Wohnzimmer geben diese gewisse Ausdünstung ab, die neuen Möbeln anhaftet. Doch es ist mein neues Reich ... hier beginnt mein Leben von vorne. Ein Leben ohne Roman ... ein Leben, nur für den Tanz, nur für die Kunst, der ich mich vor langer Zeit verschrieb.

Ich trete ein und schließe die Tür hinter mir. Die wärmegeämmte Außenfassade gibt ihr Bestes. Daher stelle ich die zu warmen Heizkörper etwas herunter. Dann schlendere ich in mein zukünftiges Schlafzimmer und stemme die Hände in die Hüften. Noch viel Arbeit, die es zu bewältigen gilt, denke ich und bin nicht begeistert. Doch bevor morgen die Möbel kommen, sollte die Deckenlampe hängen und die Gardinenstange muss angebracht sein. Doch vorher werde ich mir einen Kaffee kochen, was nicht heißen soll, dass ich mich vor der Arbeit drücke.

Ich befülle die Kaffeemaschine, da klingelt Herr Müller, um sich zu erkundigen, ob alles in Ordnung ist.

»Alles gut Herr Müller, danke. Und bei ihnen? Passen sie gut auf, wenn sie vor die Tür gehen, es ist höllisch glatt draußen.«

»Ach! Man muss nur das richtige Schuhwerk tragen. Brauchen sie Hilfe? Ich frage nur, weil ich gleich zum Kaffeeklatsch zu meiner Schwester fahren will und dann eine Weile aus dem Haus bin.«

»Das ist lieb von ihnen, Herr Müller, aber ich komme klar. Danke.« Herr Müller scheint auf den ersten Blick hilfsbereit, doch mich beschleicht der Gedanke, dass er von Neugier getrieben ist.

Die Teppichleisten zu befestigen hatte ich mir einfacher vorgestellt und zum ersten Mal bedauere ich, keine Hilfe zu haben. Vier Hände wären jetzt besser, aber was nicht ist, ist nicht. Es hat ja auch sein Gutes. Ich brauche nie-

manden um etwas zu bitten, und muss mich nirgendwo bedanken.

Ich schufte bis zum Nachmittag. Draußen wird es allmählich dunkel. Dabei fällt mir die Deckenlampe wieder ein und jetzt gelange ich doch an meine Grenzen.

Mit Taschenlampe und Schraubendreher bewaffnet stehe ich auf der Leiter inmitten meines Schlafzimmers und werde langsam wütend. Als ich die kleinen Kabel in die Lüsterklemmen schieben will, frage ich mich: welche Farbe gehört denn eigentlich wohin? Ist es egal, ob ich das grüne oder das gelbe Kabel nehme? Ich bin verunsichert und steige von der Leiter.

Shit! Ich wollte alles allein hinbekommen, doch nun muss ich doch um Rat fragen.

Ich rufe Opa an. Er kennt sich damit aus. Er bot mir an mitzukommen, doch wie immer überschätzte ich mich und stehe jetzt vor dem Dilemma, welches ich selbst verursachte.

Nach einer kurzen Rücksprache mit meinem Großvater konnte ich die Lampe zum Leuchten bringen ... yippie!

Nachdem ich alles erledigt habe, was ich mir für heute vornahm, setze ich mich mit einer Cola an den kleinen Tisch in der Küche und verputze die Brote, die Oma mir mitgab.

Noch dreimal schlafen, dann kann ich hierbleiben und muss nicht mehr in Tempelhof, bei meinen Großeltern, auf der Couch schlafen. Vorausgesetzt am Montag geht alles gut und die Möbel sind ohne Mangel.

Die Lampe im Schlafzimmer sieht jedenfalls schon mal super aus. Ein modern verchromter Leuchter, an dem Kristallanhänger glitzern, verschönt bereits den Raum, in dem ich schlafen werde.

Während ich mein Salamibrot verputze, denke ich an die letzten Wochen. Die Situation hatte sich am Ende gewaltig zugespitzt. Roman hat mir jeden Stein in den Weg gelegt, den er nur finden konnte. Er wollte keine selbstständige, gleichberechtigte Partnerin. Er wollte ein Heimchen am Herd, das den Mund nicht aufreißt und immer brav seinen Anordnungen Folge leistet. Seine verdammte Sippe hat ihn dabei noch unterstützt und seine Mutter meinte, ich sei selber schuld, wenn ihm ab und zu die Hand ausrutscht. Ich bräuchte ja nur das zu tun, was er für richtig hält.

Gut, nach meinem Autounfall war ich nicht in der Lage mich gegen ihn aufzulehnen. Ich war froh, dass ich meinen Fuß nicht verloren hatte. Roman deutete das als Eingeständnis meinerseits.

Ein fataler Fehler!

Am ersten Tag, an dem ich ohne Aufsicht und Hilfe das Haus verlassen konnte, suchte ich einen Anwalt auf und reichte die Scheidung ein.

In einem Dorf wie dem, in dem ich wohnte, war die Nachricht natürlich schneller rum, als ich aus der Kanzlei zurück war. Als Roman heimkam, fing ich mir meine zweite Ohrfeige in unserer Ehe ein. Er heulte zwar anschließend, es würde ihm leidtun, aber er ließ auch keinen Zweifel daran, dass ich ihn dazu trieb. Ich sei also selber schuld, dass er mich schlägt. In dieser Nacht verließ ich auf Zehenspitzen das Haus und fuhr schnurstracks nach Berlin zurück.

Ein Engagement als Tänzerin hatte ich seit meinem Unfall nicht mehr und so war es egal, wo ich neu anfangte. Ich musste nicht lange überlegen, denn in Berlin leben meine einzigen Verwandten und noch einige Freunde von früher.

Meine Großeltern nahmen mich sofort auf und mit dem Geld, das ich von meinen Eltern geerbt hatte, komme ich erst mal gut über die Runden.

Spätestens im Frühjahr wird mein Fuß so weit genesen sein, dass ich mit dem Tanzen am Theater beginnen kann. Ich werde erneut als strahlender Stern am Himmel des Balletts aufgehen ... Ich war die erste Solistin und ich werde es wieder sein ...

2. Kapitel

An diesem Morgen begrüßt mich ein strahlend blauer Himmel. Doch ein eisiger Wind weht mir um die Ohren.

In der Nacht hat es zum Glück nicht mehr geschneit und so mache ich mich zu Fuß auf den Weg, um in der Schloßstraße nach Weihnachtsgeschenken für meine Großeltern zu suchen.

Es ist fantastisch, zu Fuß und in wenigen Minuten mitten in der Steglitzer City zu sein. Die Lage meiner Wohnung ist perfekt, ganz in der Nähe der Schloßstraße. Hier findet man alles, was das Herz begehrt. Es ist der heimliche Ku'damm des Südens.

Wir haben das erste Adventswochenende und die Läden sind brechend voll. Ich genieße das in vollen Zügen. Da kann man mich für verrückt halten, aber ich liebe die Atmosphäre der vollen Straßen, die vielen Menschen und das rege Treiben. Ich fühle mich lebendig, so lebendig wie seit Langem nicht mehr.

Das Dorf, in dem ich wohnte, bot zwar eine gewisse Infrastruktur, aber Berlin bleibt Berlin, da muss man sich nichts vormachen.

Am Bierpinsel, wie der Schlossturm auch genannt wird, drängt sich eine dichte Traube Menschen über die Straße, als die Ampel auf Grün springt. Wie in einem Sog werde ich mit über den Asphalt gezogen und halte meine Tasche dabei, aus bekanntem Grund, dicht an meinen Körper gepresst. Um die Weihnachtszeit steigt die Anzahl der Diebstähle sprunghaft an.

Der Wind weht schneidend unter der Autobahnbrücke hindurch, die an dieser Stelle die Schloßstraße überquert. Ich ziehe meinen Kragen höher und stemme mich gegen den Wind, um zur U-Bahn in Richtung Walter-Schreiber-Platz zu gelangen. Bei der Kälte fahre ich doch lieber die eine Station mit der U-Bahn, als mir zu Fuß die

Nase abzufrieren. Insgeheim ärgere ich mich, dass ich mein Auto zu Hause stehen gelassen habe, aber mit dem Auto hätte ich das nächste Problem: Parkplatzsuche.

Am Eingang zur U-Bahn fällt mir ein kleiner, zitternder Hund auf, der mit seinem Herrchen auf einer Decke sitzt. Der Mann scheint erbärmlich zu frieren. Passanten eilen an ihm vorbei und niemand nimmt Notiz von den beiden armseligen Gestalten auf dem Boden. Vor dem Mann steht eine Schale, in der einige Cents liegen.

Normalerweise bin ich nicht so feinfühlig, wenn es um Bettler geht, aber dieser hier erregt meine Aufmerksamkeit. Der Hund tut mir leid. Ich bleibe stehen und sehe ihn verstört an. Seine Kleidung kann unmöglich warmhalten. Der kleine Hund kuschelt sich an sein Herrchen und er nimmt ihn auf seinen Schoß, um ihn zu wärmen. Er blickt nicht hoch, als er in einem unhöflichen Ton sagt: »Vom Glotzen werden wir auch nicht satt!«

Wie vom Schlag getroffen bemerke ich, dass ich wirklich geglotzt habe. Es ist mir schrecklich peinlich, aber wütend darüber, ertappt worden zu sein, blaffe ich zurück: »Dann geh arbeiten!«, und reiße mich von dem Anblick los, um weiter zur U-Bahn zu gehen.

»Einen Euro wirst du doch für mich und den Hund haben – oder?«, höre ich ihn leise bitten. Ich kann spüren, wie unangenehm ihm das Betteln ist. Er scheint noch nicht lange auf der Straße zu leben. Ich bleibe kurz stehen, ohne mich zu ihm umzudrehen. Im Bruchteil von Sekunden überlege ich, was ich jetzt machen soll. Niemand sollte bei diesem Wetter auf der Straße leben müssen – nein, niemand sollte überhaupt jemals auf der Straße leben müssen! Aber was kann ich schon tun? Ich kann doch nicht jedem fremden Stadtstreicher Geld geben. Das ist auch keine Lösung. Solche Leute kaufen dann nur Alkohol, was bei diesen Temperaturen allerdings zu verstehen wäre. Ich schüttele mein schlechtes Gewissen ab und gehe weiter Richtung U-Bahn. Es ist ja nicht meine Schuld, dass er sich in dieser Situation befindet. Allerdings tut mir der Hund schrecklich leid.

Der konnte sich sein Herrchen schließlich nicht aus-suchen.

Als ich in der warmen U-Bahn sitze, geht mir das Bild von dem jungen Mann und seinem Hund nicht aus dem Kopf. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen und trotzdem ist seine Verzweiflung zum Greifen nahe gewesen. Zuerst hatte ich nur Mitleid mit dem Hund, doch jetzt habe ich das Gefühl, ihn im Stich gelassen zu haben, so merkwürdig das auch klingen mag. Ich habe tatsächlich ein schlechtes Gewissen ihm gegenüber.

Am Walter-Schreiber-Platz bleibe ich auf dem Bahnhof und fahre mit der nächsten Bahn zurück zur Schloßstraße. Ich muss völlig verrückt sein. Ich fahre wegen diesem Herumtreiber und seinem Floht Teppich zurück, anstatt mich auf die Suche nach einem Geschenk für meine Großeltern zu machen.

Zurück am Bierpinsel überquere ich die Straße, um bei Kaiser's Dosenfutter für den Hund und belegte Brötchen für den Mann zu kaufen. Geld werde ich ihm nicht geben, aber etwas zu Essen für ihn und seinen Hund zu besorgen, halte ich für eine gute Lösung. Kurz vor der Kasse nehme ich noch eine Coladose aus dem Regal und fühle mich prima, als ich mein Vorhaben umsetze. Zu Weihnachten sind wir alle ein wenig sentimentaler als sonst und unsere Mitmenschen scheinen uns ein kleines Stück näher zu sein, als im Rest des Jahres.

»Sechs Euro neunundvierzig«, bellt mich die erkältete Kassierererin an und ich hoffe, ihre Bazillen springen nicht auf mich über. Mein Immunsystem ist nicht das allerbeste. Meistens schreit es sofort »hier!«, wenn es darum geht, sich Krankheiten einzufangen. Ich stopfe alles in meinen Stoffbeutel, den ich immer bei mir trage, um keine Plastiktüten kaufen zu müssen, und nehme erneut den Kampf mit dem schneidenden Wind auf. Ich kämpfe mich über die Ampel zurück unter die Autobahnbrücke und bleibe frierend vor dem Mann stehen.

»Hallo«, sage ich schüchtern. Wie soll man auch sonst einen Stadtreicher ansprechen? Er reagiert nicht, sondern bleibt zusammengekauert, mit dem Hund im Arm, sitzen. Ich wiederhole meinen Gruß und jetzt sieht er mürrisch zu mir auf.

»Ach, die Neunmalklugen, die meint, ich solle arbeiten gehen«, ist seine Antwort auf meine Begrüßung. Dann wendet er sein Gesicht ab.

Ich konnte nicht viel davon erkennen, weil er die Kapuze seines Anoraks tief im Gesicht trug. Den Rest bedeckt ein dichter schwarzer Bart. Nur die Augen sind mir für einen kurzen Moment aufgefallen ...

Große, nachtblaue Augen, umrahmt von langen tintenschwarzen Wimpern.

Für den Bruchteil einer Sekunde fühle ich mich wie paralysiert. Ein dicker Kloß macht sich in meiner Kehle breit und ich schlucke aufgeregt den Klumpen in meinem Hals herunter.

Solche Augen sah ich noch nie. Sie drücken Schermtut, Schmerz und Verzweiflung aus, doch trotz all dieser Emotionen auch eine Art von sinnlicher Erotik, die mich unsicher erstarren lässt.

Ich nehme all meinen Mut zusammen und hocke mich zu ihm herunter. Es ist mir ein wenig peinlich. Hoffentlich sieht mich niemand, der mich kennt. Doch wer sollte mich schon erkennen? Ich bin noch nicht lange zurück in der Stadt.

Ich strecke ihm den Beutel hin und sage, wobei ich hoffe, nicht all zu gönnerhaft zu wirken: »Hier. Ich habe etwas für Sie.«

Ohne ein Dankeschön hakt er den Zeigefinger in meinen Beutel und zieht ihn auf. Der kleine Hund bellt erwartungsfreudig, doch der Mann grummelt mich missmutig an: »Willst du mich vergiften? So 'n ungesundes Zeug wie Cola trinke ich nicht.« Dann wendet er sich ab. Der Hund hechelt mir freudig entgegen, doch das ist auch alles, was ich an Dank erhalte. Perplex bleibe ich

hocken. So viel Dreistigkeit ist mir noch nicht untergekommen.

»Sie hätten wohl lieber 'ne Pulle Korn«, schleudere ich ihm bewusst ungehobelt entgegen. Ich habe Mühe, mich einigermaßen unter Kontrolle zu halten. Ich muss ja völlig verrückt sein, diesem Penner etwas Gutes tun zu wollen, schelte ich mich selber.

Wütend rappele ich mich hoch, doch er hält mich am Arm fest. Dann sagt er, den Kopf gesenkt, um mich nicht ansehen zu müssen: »War nicht so gemeint. Was ist denn da noch drin, außer Cola?«

»Hundefutter und zwei Salamibrötchen. Aber die Salami ist Ihnen sicherlich zu fett. Habe ich recht?«, kann ich mir ein wenig Rumgezicke nicht verkneifen. Wer stößt schon jeden Tag auf einen verwöhnten Penner, der ein verkappter Gourmet zu sein scheint?

Er schüttelt den Kopf und zerrt sich dann mit den Zähnen den Handschuh von der Hand, in dem er jeden Finger einzeln befreit. Dann langt er in meinen Beutel und holt die Dose mit dem Futter heraus. Als er den Haken am Deckel sieht, grinst er überschlau und mir platzt fast der Kragen, als er feststellt: »Hast mitgedacht – Blondie«, als wäre ich zu blöd, mir denken zu können, dass er keinen Dosenöffner dabei hat. Dann reißt er den Deckel auf und sticht mit dem Finger hinein. Im ersten Moment denke ich, er will das Zeug selber essen, doch dann sehe ich, wie er die Häppchen seinem Hund hält. Mitleidig beobachte ich, wie der fast zahnlose Hund das Futter vom Finger seines Herrchens leckt.

»Langsam Püppi, nicht so schlingen«, ermahnt er den Pudelmix liebevoll und mir kriecht die Wärme seiner Worte unter die Haut, als würde er mich damit wärmen wollen.

Fasziniert sehe ich den beiden zu und vergesse dabei sogar die Kälte. Als Püppi gefressen hat, langt der Mann ungeniert in meinen Stoffbeutel und holt die Brötchen heraus. Er verputzt sie in null Komma nichts und spült mit der Cola den Rest runter. Dann kauert er sich wieder

mit seinem Hund im Arm zusammen und würdigt mich keines Blickes.

Gut, mein Maß an Demütigung ist für heute voll und ich rappele mich auf, um meine Einkäufe fortzusetzen.

Was habe ich eigentlich erwartet? Applaus und Jubelrufe? Wirklich glücklich bin ich jedoch nicht, denn was habe ich schon für diesen Mann und seinen Hund erreicht? Nichts, außer dass sie für den Moment satt sind.

Auch wenn der Vorfall am Bierpinsel belanglos für mich sein sollte, so werde ich doch jedes Mal daran erinnert, wenn ich mir etwas Essbares in den Mund stecke. Dann wandern meine Gedanken zu diesem Mann mit seinem kleinen alten Hund und das schlechte Gewissen plagt mich aufs Neue.

Seine Augen sahen so traurig aus und dennoch habe ich mich darüber erschreckt, dass ich sie wunderschön fand. Die Augen eines Fremden – eines Stadtstreichers. Auch Romans Augen faszinierten mich, doch sie täuschten etwas vor, das es so nie gab ... Zärtlichkeit. Diese Augen jedoch riefen etwas in mir hervor, etwas, das tief in meinem Inneren verborgen liegt.

Genau diese Augen sind es, die mich nicht mehr loslassen und dazu veranlassen, am Montag erneut in die Schloßstraße zu fahren. Ich muss mich vergewissern, ob es den Beiden gut geht, sonst bekomme ich keinen Bissen mehr hinunter.

Diesmal fahre ich mit dem Auto und halte auf dem Parkplatz unter der Brücke. Es dauert eine Weile, bis ein Stellplatz frei wird und ich lenke meinen kleinen Fiat in die Lücke. Bevor ich losgehe, hole ich noch die Wolldecke, die ich im Kofferraum deponiert hatte. Er wird sie brauchen können.

Als ich mit der Decke in der Hand vor ihm stehe, würdigt er mich keines Blickes. Bin ich neuerdings masochistisch veranlagt oder weshalb ziehe ich mir das alles rein?

»Ich habe Ihnen etwas mitgebracht«, beginne ich trotzdem das Gespräch.

Er sieht nicht hoch, greift energisch nach seinem Bettelnapf und stellt ihn mir mit einem lauten Knall dichter vor die Füße. Das ist ja wohl der Gipfel der Frechheit, denke ich und sage ebenso energisch: »Nein!« Erst jetzt fällt mir auf, dass der kleine Hund schlaff in seinen Armen liegt. Bestürzt hocke ich mich zu ihm herunter und berühre das struppige Fell.

»Sie muss zum Arzt«, sagt er mit belegter Stimme. »Sie ist alt. Die Kälte macht ihr zu schaffen. Tierärzte sind teuer.«

Ich muss an eine Sendung im Fernsehen denken, in der ein Tierarzt ehrenamtlich Hunde von Straßenkindern versorgte. Er könnte so einen Arzt aufsuchen, also teile ich ihm voller Begeisterung mein Wissen mit: »Ich habe mal im Fernsehen eine Sendung gesehen ...«, bringe ich den Satz nicht zu Ende, denn er fällt mir ins Wort: »... und seit dem glaube ich wieder an den Weihnachtsmann! Verschwinde Blondie und geh zurück in deine warme Hütte. Ich will nicht schuld sein, wenn du dir deinen Luxusarsch verkühlst.«

Ich schlucke laut. Gekränkt setze ich zum Gehen an und denke wütend, er könne mich mal da lecken, wo keine Sonne hinkommt. Doch dann fällt mein Blick auf den Hund. Ich möchte ihm so gerne helfen.

»Was fehlt ihm denn?«

»Ihr.«

»Gut. *Ihr*. Was fehlt *ihr* denn?«

»Weiß ich nicht. Sie will nicht fressen.«

»Gar nichts?«

»Nichts. Nicht mal das teure Futter, das du ihr mitgebracht hast. Ich habe das teure Zeug heute für sie gekauft. Nicht einen Bissen hat sie genommen.«

»Oh«, gebe ich betroffen von mir. Erneut versuche ich, mit dem Handrücken über das Fellbündel zu streichen. Diesmal lässt er es zu. Der Hund besteht nur aus Haut und Knochen unter seinem dichten Fell. Dann, ich weiß nicht, was in mich gefahren ist, biete ich ihm an, mit dem Hund zum Arzt zu fahren. Zum ersten Mal zeigt er eine echte Reaktion und sieht mich hilfeschend aus diesen riesigen nachtblauen Kulleraugen an. Noch nie im Leben habe ich solche Augen gesehen. Dagegen sind die von Roman ein schlechter Witz. Sie sind von einem tiefdunklen Blau, welches man nur bei Nacht am Himmel findet. Ich schäme mich dafür, dass ich mich in ihnen verlieren könnte. Wie kann ich nur in einer solchen Situation an derartige Dinge denken? Es sind die Augen eines Penners!

»Geben Sie sie mir. Ich bringe sie Ihnen zurück, wenn ich mit ihr beim Arzt war.«

Er lacht boshaft und sagt: »Du bringst sie nicht zurück – zu einem Obdachlosen wie mir. Du willst meinen Hund haben? Vergiss es. Sie gehört zu mir.«

Also, so langsam gestaltet sich die Sache schwierig. Ich wollte nur helfen und latsche von einem Fettnapf in den Nächsten. Was denkt dieser Hirni denn von mir?

»Also gut, Sie sind misstrauisch. Das kann ich verstehen. Mein Auto steht da drüben. Ich zeige Ihnen meinen Ausweis. Sie können Name und Adresse abschreiben, vorausgesetzt, Sie sind des Schreibens mächtig«, antworte ich gereizt.

»Kann ich. Lesen, schreiben ... mehrsprachig. Zufrieden?«, blafft er mich an und meine Verwunderung über diesen Mann wächst in Schallgeschwindigkeit. Wenn das stimmt, kann ich erst recht nicht mehr verstehen, weshalb er hier bettelt.

»Schön für Sie«, entgegne ich verärgert. »Auch wenn Sie chinesisch rückwärts singen könnten, würde es, so wie es aussieht, an Ihrer jetzigen Situation nichts ändern. Sie betteln, noch mehr bergab geht es wohl kaum.«

»Gut, ich mache das aber nur wegen ihr, Blondie. Weil sie krank ist. Danach will ich nichts mehr mit dir zu tun haben.«

Also jetzt reicht es definitiv. Was bildet sich dieser Blödmann eigentlich ein? Für wen hält er sich? Meine Antwort fällt dementsprechend deutlich aus und ich kann mir meinen Sarkasmus nicht verkneifen: »Oh wie schade. Es trifft mich natürlich ungemein, von einem Mann, der offensichtlich ein Sechser im Lotto wäre, eine Abfuhr zu erhalten.« Ich weiß zwar nicht, wo ich den Mut für eine solche Antwort hernahm, aber es tut gut, auch mal auszuteilen.

Er senkt betroffen den Kopf. Doch zuvor nahm ich eine tiefe Verletzlichkeit in seinen Augen wahr. Versöhnlich sage ich deshalb: »Natürlich werde ich Sie anschließend in Ruhe lassen, wenn Sie das wünschen. Ich will mich keinesfalls aufdrängen, aber der Hund tut mir leid.« In Gedanken füge ich hinzu: »... und du auch.«

»Gut. Ich trage sie zum Auto.«

»Einverstanden.«

»Ich komme mit.«

»Nein, das möchte ich nicht«, gebe ich schnell zurück. Was, wenn er mir unterwegs Gewalt antut und mein Auto klaut, oder auch nur meine Briefftasche?

»Verstehe«, grummelt er aufgebracht, geht aber, zum Glück, nicht weiter darauf ein.

Gemeinsam machen wir uns auf den Weg zum Auto. Gerne würde ich mich mit ihm darüber unterhalten, wie es dazu kam, dass er in dieser Situation steckt, doch ich glaube, es wäre vermessen – es geht mich nichts an. Offensichtlich hat er dieses Leben nicht freiwillig gewählt. Es steht mir nicht zu, ihn wie bei einem Verhör zu befragen und in gewisser Hinsicht hat er recht. Er hat sich mir nicht aufgedrängt, sondern ich mich ihm.

Ich kenne eine Tierärztin am Steglitzer Damm. Dort war ich damals mit meiner Mutter und unserem Hund zur Notfallsprechstunde. Die Praxis existiert immer noch.

Drinne werde ich sofort ins Behandlungszimmer geführt, weil die kleine Püppi schlecht aussieht.

»Gehen sie mal besser vor mir rein. Das kleine Mäuschen sieht schlecht aus«, sagt eine ältere Dame, die eigentlich vor mir an der Reihe gewesen wäre.

Ich bedanke mich erleichtert und trage den Hund ins Sprechzimmer, wo er sofort untersucht wird.

Ich werde mit einem strafenden Blick bedacht.

»Sie ist unterkühlt, dehydriert und wahrscheinlich verwurmt. Ein Zahn muss gezogen werden. Er ist verfault. Deshalb frisst sie nicht. Wo haben sie den Hund her? Ich kann mir nicht vorstellen, dass er Ihnen gehört«, fragt mich die Ärztin ohne ihren Ärger über den Zustand des Hundes zurückzuhalten.

»Von einem Bekannten. Er hat nicht viel Geld ...!«

»Verstehe. Kommen Sie für die entstehenden Kosten auf? Ich werde sie so gering wie möglich halten, aber ganz umsonst kann ich die kleine Dame nicht behandeln. Ich gebe Ihnen die Adresse von jemandem, der sich um solche Fälle kümmert. Da kann sich Ihr Bekannter hinwenden, wenn mal wieder etwas mit dem Hund nicht in Ordnung ist.«

»Danke«, entgegne ich eingeschüchtert, denn an ihrem Verhalten kann ich deutlich spüren, dass sie mir eine gewisse Mitschuld an dem Zustand des Hundes gibt. Das will ich natürlich nicht auf mir sitzen lassen. »Er ist kein Bekannter. Ich kenne ihn nicht, aber der Hund tat mir leid.«

Sie nickt verständnisvoll und seufzt laut. »Nun gut. Wir legen sie an den Tropf, um den Flüssigkeitsverlust zu reduzieren, dann ziehe ich den Zahn. Sie braucht eine Narkose. Das kann in ihrem Zustand kritisch werden. Doch wenn sie wieder fressen soll, ist es nicht zu verhindern. Was, wenn sie es nicht übersteht?«

»Darüber habe ich mir keine Gedanken gemacht. Ich wollte nur helfen. Doch wenn es sein muss, bitte. Ziehen Sie den Zahn.«

Die Ärztin lächelt freundlich und sagt: »Gut. Sie können den Hund morgen abholen.«

»Wie bitte? Das geht nicht. Ich meine ... ich weiß nicht, was der Kerl mit mir anstellt, wenn ich ohne Hund zurückkomme.«

»Das ist Ihr Problem. Sie schaffen das schon. Schließlich konnten Sie ihn ja auch überzeugen, Ihnen den Hund mitzugeben – einer Wildfremden«, ermutigt sie mich. Das macht die Sache jedoch nicht besser. Mit flauem Gefühl im Magen lasse ich das Fellknäuel da und verlasse die Praxis.

In der Zwischenzeit hat erneut Schneefall eingesetzt. Das Auto ist bereits mit einer zarten Schneedecke überzogen. Ich hole den Handfeger aus dem Kofferraum und befreie die Scheiben von den weißen Flocken.

Eigentlich ist es doch gut für den Hund, bei der Kälte mal eine Nacht im Warmen zu verbringen, auch wenn es eine Tierarztpraxis ist. Eventuell wäre das ein Argument, wenn der Obdachlose Schwierigkeiten machen sollte.

Zurück in der Schloßstraße beginnt eine heftige Diskussion mit Püppis Herrchen. Letztendlich konnte ich ihn jedoch davon überzeugen, dass es nicht anders ging.

»Wo werden Sie heute Nacht schlafen? Es sollen minus zehn Grad werden«, frage ich vorsichtig. Die Vorstellung, er müsse die Nacht bei klirrender Kälte hier draußen verbringen, behagt mir nicht.

»Heute mal in einer Unterkunft. Da kann ich duschen.«

»Wo schlafen Sie denn sonst?«, frage ich zaghaft und seine Antwort überrascht mich.

»Unten im Bahnhof.«

»Warum? Sind die Unterkünfte zu teuer?«

»Nein, aber ich kann den Hund nicht dahin mitnehmen. Da sind Tiere nicht erlaubt.«

Jetzt erkenne ich, wie wichtig der Hund für ihn ist; dass er dafür sogar die warme und sichere Unterkunft in dem Obdachlosenheim verschmäht, weil der Hund nicht mitdarf. Ich bin mir sicher, er hat ihn nicht bewusst vernachlässigt. Er konnte nicht anders.

Er macht auf mich den Eindruck, als würde er noch nicht lange auf der Straße leben und diesbezüglich noch sehr unerfahren sein.

»Kann ich Ihnen noch irgendwie helfen?«, frage ich einfühlsam und er antwortet: »Ja, bitte verschone mich mit deinem Mitleid.«

3. Kapitel

Es ist Dienstagmorgen und ich rekele mich ausgiebig in meinem neuen Boxspringbett. Diesen Kauf werde ich in meinem Leben nicht bereuen. Ich schlafe hier nicht nur wie ein Baby, sondern vor allem wie im siebten Himmel.

Wie immer beginne ich den Tag, indem ich im Wohnzimmer die Stereoanlage einschalte. Das mag altmodisch sein, aber ich werde auf dieses Relikt aus meiner Jugend nicht verzichten. Mein erstes selbst verdientes Geld ging dafür drauf. Roman brachte sie mir sogar persönlich nach Berlin, mit einigen anderen Sachen aus unserem Haus. Natürlich versäumte er dabei nicht, mich erneut um Gnade anzuwinkeln – ich solle doch bitte sofort zu ihm zurückkommen. Alle im Dorf würden bereits über unsere Trennung sprechen.

»Lass sie tratschen«, war meine knappe Antwort. Dann schob ich ihn aus der Tür. Soll der liebe Herr Bürgermeister die Schande bitte mit Würde tragen, denke ich boshaft.

Bei dem Wort »*winkeln*« muss ich an Püppi denken. Ich setze Kaffee auf. Auch in dieser Beziehung bin ich altmodisch. Ich mag meine alte Kaffeemaschine. Sie verursacht weder so viel Müll wie eine, die mit Pads betrieben wird, noch kann man nur einzelne Tassen brühen, wie bei diesen klobigen Vollautomaten. Anschließend rufe ich in der Arztpraxis an: »Herzog hier, guten Morgen. Ich möchte gerne den Hund abholen, den ich gestern bei Ihnen ließ. Wann kann ich kommen?«

»Ach, Frau Herzog. Die kleine Püppi wäre so weit. Sie können sie abholen.«

»Danke«, sage ich erleichtert. Insgeheim hatte ich ja Angst, das kleine Fellbündel könnte die Nacht nicht überstehen. Was dann geschehen würde, malte ich mir

in dunklen blutroten Farben aus. Der Typ hat meine Adresse. Sicherlich hätte er sich in irgendeiner Form an mir gerächt. Worauf habe ich mich bloß eingelassen? Ich muss völlig verrückt sein. Heute, nachdem ich eine Nacht darüber geschlafen habe, erscheint es mir wie ein irrwitziger Traum, der sich beim Tierarzt noch verstärkt.

Püppi sieht tatsächlich besser aus. Aber ich werde kreidebleich, als die nette Dame hinter dem Tresen im Empfangsraum sagt: »Das macht dann zweihundertachtzig Euro fünfundvierzig. Frau Doktor war so nett, die Verpflegungs- und Unterbringungskosten nicht zu berechnen. Wir hatten den Platz frei, und da es nicht ihr Hund ist ... na ja, sie ist halt nett.«

Ich schlucke laut. »Zweihundertachtzig Euro fünfundvierzig«, entfährt es mir mit kreidebleicher Miene. Ich werde nie wieder einen Penner ansprechen, das schwöre ich. Manchmal bin ich einfach zu naiv.

Püppi wedelt freudig mit dem Schwanz, als sie mich sieht. Sie kann mich doch unmöglich wiedererkannt haben, oder doch? Und wenn ja, bin ich doch die böse Frau, die sie hierher brachte. Über so jemanden freut man sich normalerweise nicht.

Der kleine Vierbeiner ist schrecklich aufgeregt und winselt unentwegt. Eigentlich süß, so begrüßt zu werden. Sie tanzt beinahe um mich herum wie eine als Harlekin verkleidete Ballerina. Da vergisst man doch glatt, dass man vor nicht mal fünf Minuten um zweihundertachtzig Euro fünfundvierzig leichter gemacht wurde. Kopfschüttelnd denke ich über meine Freigiebigkeit nach und darüber, dass ich diesem Penner den Hals umdrehen werde.

Unterwegs in die Schloßstraße halte ich an einem Zooladen an und erstehe für die kleine Püppi ein wundervolles Geschirr in grellem Rot und die dazu passende Leine. So ausgestattet stolziere ich wenig später mit ihr aus dem Parkhaus des Boulevard-Einkaufszentrums und ziehe ungehnt

freundliche Blicke auf mich. Man staune, was der Anblick eines süßen kleinen Hundes, der am Ende seiner Leine eine schlanke Brünnette spazieren führt, für eine Wirkung bei der männlichen Bevölkerung hinterlässt. Und schon werde ich angesprochen: »Der ist aber ganz besonders goldig.« Der Mann, aus dessen Mund ich diese Worte höre, ist ungefähr um die Fünzig, in der Taille strammer als um seine Hüften und auf dem Kopf blank wie eine Billardkugel.

»Danke«, nuschele ich im Vorbeigehen und eile in Richtung Ausgang. Draußen schlägt mir eine Eiseskälte entgegen, die trotz des strahlend blauen Himmels meine Stimmung sofort auf den Gefrierpunkt zurückfährt. Püppi duckt sich ebenfalls, als hätte sie jemand geschlagen. Ich hätte ihr ein Mäntelchen kaufen sollen, blitzt es durch mein Hirn. Aber das kann ich ja immer noch machen. Vorerst nehme ich sie auf den Arm. Die kleinen Pfötchen könnten auf dem eiskalten Boden festkleben, denke ich beunruhigt.

Püppi ist mir schnell ans Herz gewachsen – beinahe zu schnell. Was letztendlich auch ein klein wenig der Tatsache geschuldet ist, dass sie mich einen Haufen Geld gekostet hat. Überzeugt hat mich jedoch ihre Tanzeinlage beim Tierarzt. Damit hat sie genau den richtigen Nerv bei mir getroffen. In gewisser Weise von Ballerina zu Ballerina.

Noch während ich über meine neu entdeckte Zuneigung zu diesem Fellknäuel nachdenke, werde ich mit apokalyptischer Wucht zurück ins hier und jetzt geholt. Püppi fängt an, wie verrückt zu tanzen und dabei zu fiepen, jedoch nicht für mich. Sie hat den Penner lange vor mir entdeckt und zerrt jetzt an der Leine, als ginge es um ihr Leben. Völlig demoralisiert lasse ich die Leine los und sehe zu, wie sie diesem ungewaschenen Individuum mit den zum Sterben schönen Augen in die Arme springt. Wie ungerecht ist doch diese Welt? Neidvoll sehe ich dem Schauspiel zu, welches auch einigen

anderen Passanten nicht verborgen bleibt. Die Freude und die Liebe eines Hundes setzten keine menschlichen Maßstäbe. Sie ist rein und unverdorben. Mein Bestechungsversuch mit dem neuen Geschirr und der Leine kommt mir plötzlich töricht vor. Ich wollte einen Hund bestechen – wie armselig.

»Ei feiiiiiiiiin ... meine Püppi ist wieder da ... ja feiiiiiiiiin«, höre ich ihn mit babyhafter Quietschstimme piepsen und Püppi küsst ihn vor Freude ungeniert auf den Mund. Gut, eigentlich schlabbert sie ihn ab, was ich normalerweise abstoßend finden würde. Doch irgendwie scheine ich bei Püppi andere Maßstäbe anzusetzen. Ich sehe dem Treiben neidvoll zu.

»Na, die Freude ist aber groß«, versuche ich, möglichst emotionslos zu klingen und somit auf mich aufmerksam zu machen. Ich bin ja schließlich auch noch da, nicht nur der Hund.

Der Mann lächelt mich an. Für den Bruchteil einer Sekunde höre ich träumend, wie aus weiter Ferne, Vögel zwitschern, die vor einem herrlich blauen Sommerhimmel tanzen. In meinem Wunschtraum nimmt mich der schöne Fremde in den Arm und drückt mich dankbar an sich ... seine Muskeln liegen hart an meinem Körper und ich spüre seinen Atem in meinem Haar ...

»Bist du okay, Blondie?«, fragt er besorgt und lässt meinen Tagtraum zerplatzen wie eine Seifenblase – PLATSCH!

»Ja ... ja«, stottere ich verwirrt.

Er fängt an, schallend zu lachen. Ich weiß nicht, ob aus Freude über Püppis rasche Genesung oder über mein fassungsloses Gesicht. Dann sieht er mich mit diesen Wahnsinnsaugen an und sagt glücklich: »Danke Blondie.«

Er dreht sich ohne ein weiteres Wort um und eilt mit dem Hund auf dem Arm davon.

Sprachlos und wie vom Donner gerührt starre ich ihm hinterher. Das war's? Nur danke und sonst nichts? In meinem Kopf rufe ich ihm nach, er solle stehen bleiben, doch mein Verstand sagt: Lass ihn ziehen. Du hast dich bereits genug zum Narren gemacht.

Nach meinem Erlebnis vom Vormittag bin ich immer noch verwirrt und gefühlstechnisch aus der Bahn geworfen. Doch die Dame bei der Arbeitsagentur scheint das gekonnt zu ignorieren. »Sie sind aufgrund Ihres Unfalls ein Jahr arbeitslos gewesen. Was schätzen Sie denn, wie lange es noch dauert, bis Ihr Fuß wieder vollkommen hergestellt ist?«

»Der Arzt sagt, im Frühjahr sei es wahrscheinlich so weit, aber ich will nicht mehr so lange warten. Ich könnte doch zwischendurch irgendetwas anderes machen. Ich brauche das Geld.«

»Und an was haben Sie dabei gedacht?«, fragt sie gelangweilt und glotzt dabei abwesend auf ihren Monitor.

Es ärgert mich, wie wenig engagiert sie scheint, also kann ich mir einen bissigen Kommentar nicht verkneifen: »Ich bin doch hier richtig? Bei der Arbeitsvermittlung, oder ist das hier nur die Verwaltung von Menschen ohne Arbeit?«

Empört sieht sie von ihrem PC auf und ich freue mich darüber, eine Reaktion bei ihr ausgelöst zu haben.

»Sie sind in erster Linie selber dafür verantwortlich, sich Arbeit zu beschaffen. Dazu können Sie auch unser Onlineportal nutzen.« Dann sieht sie mich bedauernd an und fährt fort: »Mal ehrlich Frau Herzog, denken Sie, Sie werden irgendwann wieder tanzen? Das mit Ihrem Fuß ist doch schon ziemlich schwerwiegend. Ich würde Sie gerne in einer Umschulungsmaßnahme unterbringen. Das halte ich für sinnvoll.«

Wie auf Kommando schießen mir Tränen in die Augen. Genau das, was sie soeben völlig unsensibel geäußert hat, geht mir seit Monaten durch den Kopf. Was, wenn ... – ich darf gar nicht darüber nachdenken. Tanzen war mein Leben, nie wollte ich etwas anderes als das. Soll das jetzt alles vorbei sein? Niemals! »Ich gebe die Hoffnung nicht auf«, jammere ich und schniefe undamenhaft in ein Taschentuch.

»Frau Herzog, bitte. Ich wollte Sie nicht aufregen, aber Sie sollten langsam anfangen, sich einen Plan »B« zurechtzulegen. Ehrlich gesagt kommen Sie jetzt in das Alter, wo mit der Bühnenkarriere, wohl oder übel, Schluss ist. Egal, ob Sie einen Unfall hatten oder nicht. Sie sind fast dreißig ...« Als würde sie plötzlich merken, wie unsensibel sie über meine Ängste herzieht, fügt sie rasch hinzu: »Was würde Sie denn noch interessieren? Außer Tanzen, meine ich.«

Ich hasse es, wenn jemand das ausspricht, vor dem ich mich am meisten fürchte. Das Ende meiner Laufbahn als erste Solistin, oder besser gesagt, als Balletttänzerin im Allgemeinen. Trotzdem denke ich darüber nach, wie ich kurzfristig zu Geld kommen könnte.

Ich weiß nicht, wie es in meinen Kopf kommt, aber da formuliert sich gerade eine Antwort, die mich selber überrascht. Als ich sie ausspreche, staune ich über mich mehr als die Dame, die mir gegenüber sitzt: »Was soziales – Menschen oder Tieren in Not helfen ...«

Sie nickt tonlos, ohne auch den leisesten Funken einer Gemütsregung zu zeigen. Dann sagt sie: »Das können harte Jobs sein. Man sieht viel Elend, rennt oft gegen Wände oder scheitert per Gesetz an den eigenen Moralvorstellungen. Ich halte Sie für sensibel. Glauben Sie, Sie sind gefestigt genug, eine solche Arbeit durchzustehen?«

Ich nicke abwesend. Natürlich weiß ich es nicht. Ich habe es noch nie versucht. Dann fällt mir der Penner ein. Ihm habe ich geholfen, auch wenn er es mir nicht gedankt hat. Ich fühlte mich anschließend niedergeschlagen. »Na

ja. Ehrlich gesagt kann ich das nicht beurteilen. Sicherlich wird man nicht immer den Dank erhalten, den man sich erhofft. Aber das Gefühl etwas Gutes zu tun wäre doch der richtige Ansatz, oder?«

»Es ist ein Aspekt, der mit Sicherheit in die richtige Richtung zeigt. Aber ein anderer Gesichtspunkt ist die emotionale Belastung. Nur wenige halten das auf Dauer durch. Aber wenn Sie mögen, sehe ich, was wir da machen können. Es ist natürlich ein Unterschied, ob Sie in der Tierpflege oder zum Beispiel in der Kranken- oder Altenpflege arbeiten. Was wäre Ihnen denn lieber?«

»Tierpflege«, antworte ich spontan. »Tiere wissen, wenn man es gut mit ihnen meint und sie danken es einem.«

Mein Gegenüber lacht. »Ja, da haben Sie wahrscheinlich recht. Ich lebe mit einem Hund und zwei Katzen zusammen. Ich weiß, wovon Sie sprechen.«

Zu Hause zurück, setze ich mich nachdenklich auf mein Sofa. Eine andere Arbeit ...! Muss ich ernsthaft in Erwägung ziehen, nie wieder zu tanzen?

Ich bin froh, einen Draht zu Frau Gerber von der Arbeitsagentur bekommen zu haben. Wer weiß, wofür mir das in Zukunft nützen kann? Die Tiergeschichte hat ihr verhärmtes Gesicht strahlen lassen. Kann sie etwas für mich erreichen? Obwohl der Sprung von der Ballerina zur Tierpflegerin noch nicht viel Wohlwollen in mir erzeugt. Vom finanziellen Aspekt mal ganz abgesehen. Ich müsste in Zukunft deutlich kleinere Brötchen backen. Aber irgendwie habe ich auch nicht mehr den Anspruch, ständig die Nummer eins zu sein. Ich brauche etwas, das mich ausfüllt, mir einen neuen Sinn vermittelt.

Gedankenversunken erhebe ich mich von meiner Couch und gehe in mein sogenanntes Arbeitszimmer. Eigentlich ist es eine Kombination aus Ankleide- und Tanzraum. An einer Wand steht ein Kleiderschrank, der bis unter die Decke reicht und an der anderen Wand wurden mehrere Spiegel angebracht, davor die Stange für mein Training. An der Wand hängen meine Ballettschuhe. Die weichen, ohne verstärkte Spitze, für Ausdruckstanz und Modern Dance, wie die mit Verstärkung für klassisches Ballett. Verträumt streiche ich über das rosa farbene Satin meiner zuletzt erworbenen Schuhe. Ich habe sie nur einmal getragen, dann nie wieder ... Ich war damals die perfekte Giselle. Darüber waren sich alle Kritiker einig. Die Presse sang Lobeshymnen auf mich und die Inszenierung. Doch von heute auf morgen endete der Traum. Wie durch ein Fingerschnippen in Luft aufgelöst. Der Unfall änderte mein Leben schlagartig.

Jetzt möchte ich sie anziehen – fühlen, wie sich der weiche Stoff an meine Füße schmiegt und sie bis zur Spitze hin stabilisiert. Obwohl ich das Okay von meinem Arzt bekam, nach und nach mit den Proben beginnen zu dürfen, zögere ich zuerst. Was, wenn ich umknicke, wenn der Fuß kraftlos wegbricht? Schweißtropfen bilden sich auf meiner Stirn. Es ist das Zeichen der Angst, die es zu besiegen gilt. Dann fasse ich den Entschluss. Schwungvoll nehme ich sie aus der Wandhalterung, pudere die Zehen ein und schlüpfe in die Zehenschoner, bevor ich mir die Schuhe überstreife.

Ein Glücksgefühl durchflutet mich. In Gedanken höre ich, wie aus weiter Ferne, den Auftakt des Orchesters. Es kündigt meinen Auftritt an. Die Giselle war meine letzte Starbesetzung, bevor ich mit einem bedauernden Gesichtsausdruck des Intendanten aus meinem Engagement entlassen wurde. Wer braucht eine Ballerina mit verletztem Bein? Ich fühlte mich am Boden zerstört. Nur Roman schien glücklich zu sein, denn er brauchte mich nicht mehr mit dem Theater zu teilen. Er hat nie verstanden, wie bedeutsam mir meine Arbeit war

und wie viele Glücksmomente ich empfand, wenn ich im Licht der Scheinwerfer tanzte.

Erneut streiche ich mit den Fingerspitzen sanft über meine beschuhten Füße und binde anschließend mit versonnener Hingabe die Satinbänder um meine Knöchel. Dann schwinge ich mich auf die Beine und sofort durchflutet mich die Grazie, die die natürliche Haltung einer Ballerina ausmacht. Ich ergreife die Stange vor dem Spiegel, hebe meinen rechten Arm und spanne den Körper. Es ist wundervoll – das bin ich und nichts anderes. Nur das! Ich stelle mich in die erste Position und beginne mit einem gebeugten Plié, dann hebe ich mich schwungvoll in die Streckung, und hebe mich auf die Fußspitze. Perfekt!

An meiner Tür klingelt es ... mehrmals! Mit einem unflätigen Wort beende ich mein Training und eile mit watschelndem Gang zur Tür, nehme den Hörer der Gegensprechanlage aus seiner Halterung und frage bissig: »Wer stört?«

Draußen fährt ein Motorrad vorbei, daher kann ich den Namen nicht verstehen. »Wer ist da bitte?«

»Sanders. Christoph Sanders.«

»Und was wollen Sie?«, frage ich genervt und abweisend, denn den Namen kenne ich nicht.

Etwas kleinlaut vernehme ich die Worte durch den Hörer: »Ich wollte mich bedanken. Das war echt nett von dir, Blondie.«